

Schauplatz Ukraine

Stagnation und Neuorientierung

Zwiespältige Erfahrungen an Kiewer Hochschulen

Dass die Ukraine 1991 ihre Unabhängigkeit erklärte, heisst noch lange nicht, dass man damit die alte Sowjetbürokratie losgeworden wäre. Im Universitätsbereich dominiert noch immer das alte Obrigkeitsdenken. Dennoch herrscht ein beachtliches Leistungsniveau.

An den Anblick des Sicherheitsbeamten im militärischen Tarnanzug muss man sich erst gewöhnen: Wer in Kiew ein Universitätsgebäude betreten will, muss immer eine Personenkontrolle passieren. Und ausgesuchte Höflichkeit ist nicht eben die auffälligste Eigenschaft des Wachpersonals – die Besucheranrede beschränkt sich auf ein barsches: «Wohin wollen Sie?» Die Frage nach dem Sinn einer solch rigiden Kontrolle wird mit dem Hinweis auf ein typisch sowjetisches Konzept beantwortet: *postoronnye* (Aussenstehende) haben hier nichts zu suchen; die Universität ist nur für die Universitätsangehörigen da.

Die während 75 Jahren gültige Unterteilung der Menschheit in «Eigene» und «Fremde» hat sich den Bildungsbeamten, die den Machtwechsel meist ohne Schaden überstanden haben, tief ins Bewusstsein eingegraben. Überhaupt scheint die ukrainische Unabhängigkeitserklärung aus dem Jahr 1991 an der gewohnten Bürokratie wenig geändert zu haben: Auf den Einreiseformularen hat man nur den Kopf ausgewechselt, als ausländischer Gastdozent muss man den zuständigen Dekan in einem schriftlichen Gesuch um polizeiliche Registrierung bitten, schliesslich erhält man eine mit allen Insignien postsowjetischer Offizialität (Photo, Rundstempel und Unterschrift) versehene Bestätigung, die dann auch ihre Wirkung auf den Wachtposten nicht verfehlt.

Rauhe Sitten

Dass hier in jeder Hinsicht rauhere Sitten als in Westeuropa herrschen, bestätigt ein Blick auf das Anschlagbrett in der Eingangshalle. Neben sorgfältig handgemalten Plakaten mit hehren Losungen («Bildung ist die Zukunft des Menschen») hängt unter anderem auch ein Ukas des Rektors, der drei namentlich genannten Studentinnen einen öffentlichen Verweis erteilt und ihnen mit der Zwangsexmatrikulation droht, weil sie vor dem Universitätsgebäude geraucht haben. Hierarchische Strukturen spielen generell eine wichtige Rolle. Die Distanz zwischen Dozierenden und Studierenden ist beträchtlich. Ähnliches gilt auch für das Verhältnis der Universitätsangestellten untereinander. Die Abteilungsleiter duzen sich

nicht mit ihren Dozenten; eine Unterredung mit dem Rektor kommt schon fast einer Audienz gleich. Entsprechend traditionell ist in den meisten Fällen der Unterrichtsstil. Die Universitätsdozenten verstehen sich vorwiegend als Lehrer und Erzieher. In den einzelnen Lektionen, die in einem festen Stundenplan vorgeschrieben sind, bleibt deshalb wenig Raum für kritische Diskussionen. Von einer akademischen Streitkultur ist man noch weit entfernt. Bildung wird in der Ukraine allzuoft und meistens unreflektiert mit einem Block etablierter Wissensinhalte gleichgesetzt, den es von Generation zu Generation weiterzureichen gilt.

Es ist nach wie vor schwierig, als Student an einer der Kiewer Universitäten aufgenommen zu werden. Nur etwa 10 Prozent der Kandidaten für ein Hochschulstudium bestehen die Aufnahmeprüfung. Korruption und Protektion gebe es nicht mehr, so versichert man eifrig, und im grossen Ganzen scheint bei der Selektion in der Tat alles mit rechten Dingen zu- und herzugehen. Allerdings war die Situation in der Landeshauptstadt in dieser Hinsicht schon immer besser als in der Provinz. Vor allem prestigeträchtige Studiengänge wie Medizin oder Ingenieurwissenschaften standen zu Sowjetzeiten etwa in Lemberg ohne finanzielles Nachhelfen niemandem offen. Deshalb fiel der Eintritt der Tochter oder des Sohns in die Hochschule nicht selten mit dem Autoverkauf der Eltern zusammen. Dass der diskret überreichte Briefumschlag heute bei der Aufnahmeprüfung seltener geworden ist, hängt jedoch weniger mit dem womöglich gestiegenen Verantwortungsgefühl der Prüfenden zusammen als vielmehr mit der allgemein abnehmenden Bedeutung eines Universitätsstudiums. Zu Sowjetzeiten gehörte eine höhere Bildung zu den Voraussetzungen einer erfolgreichen Karriere. Heute präsentieren sich die Dinge anders: Wer aufsteigen will, macht *bisnes* und drückt nicht die Schulbank.

Finanzielle und strukturelle Probleme

Die Probleme, mit denen die ukrainischen Universitäten zu kämpfen haben, sind enorm. Viele ehemalige Institute haben in den letzten Jahren

den Status einer Universität erhalten. Dabei ging allerdings einiges sehr schnell vor sich. Dozenten wurden über Nacht zu Professoren ernannt; ganze Fächer entfielen (so etwa die Russistik, die mancherorts kurzerhand durch eine Ukrainistik ersetzt wurde); bei wichtigen Personalentscheidungen fragte man wenig nach der Qualifikation, sondern bediente alte Seilschaften. Ein grosses Problem stellt die schlechte Bezahlung der Dozierenden dar. Ein durchschnittliches Gehalt an einer Kiewer Universität beträgt etwa 120 Dollar im Monat. Hochqualifizierte Wissenschaftler sind bereits ins westliche Ausland abgewandert; die Zurückgebliebenen halten sich mit Privatstunden und Nebenjobs über Wasser.

Besonders prekär nimmt sich die Situation bei der universitären Infrastruktur aus. Man arbeitet immer noch mit den alten sowjetischen Lehrmitteln, die vor allem in den Geisteswissenschaften einen verheerend engen Fokus auf ihren Gegenstand präsentieren. Dringend benötigte Bücherspenden aus dem Ausland bleiben in den Mühlen der innerstaatlichen Bürokratie stecken. Allein in den ersten beiden Monaten des Jahres 1998 wurden 4000 westliche Büchersendungen, die für die ukrainische Akademie der Wissenschaften bestimmt waren, vom Kiewer Zoll an die Absender zurückgeschickt, weil die Akademie den Zollsatz

von 50 Prozent auf den Wert der geschenkten Bücher nicht bezahlen konnte.

Trotz diesen Hindernissen wird an ukrainischen Hochschulen Erstaunliches geleistet. Die Studierenden erreichen in nützlicher Frist ein hohes Ausbildungsniveau. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion bestehen viele Partnerschaftsabkommen mit westlichen Universitäten, die den Austausch von Studierenden und Dozierenden vorsehen. Solche wissenschaftlichen Kontakte sind gerade in der heutigen Umbruchszeit von höchster Wichtigkeit. Die jahrzehntelange Abschottung der ukrainischen Hochschulen von der internationalen *scientific community* hat zu einer verhängnisvollen geistigen Inzucht geführt. Optimistisch stimmt die Tatsache, dass die Kiewer Universitäten immer wieder ihren dezidierten Willen zur internationalen Kooperation erklären – jetzt muss nur noch der Staat in die Förderung seines eigenen Bildungssektors einwilligen. Diese Problematik ist nicht neu; in einem entscheidenden Punkt hat sie sich allerdings geändert: Bürokratische Behinderungen können seit 1991 nicht mehr dem imperialistischen Moskau angelastet werden; heute ist die bildungspolitische Misere hausgemacht.

Ulrich M. Schmid